

## 22. Jahrgang.

## Shake[peare.

Von L. T. Haupt.

Unberührt lag auf dem Tisch der Schmutz. Eine große Angst ergriff das arme Mädchen, sobald ihre schreckliche Lage ihr wieder zum Bewußtsein kam . . . Sie konnte nichts thun, als warten, — warten, bis der Vater sie erlöste.

Eine feine Note hatte sich über ihr hartes Gesicht



**Eine Abenteuerin.** Im Sommer des Jahres 1773 tauchte in London eine Wahrsagerin auf, die, wie man später erfuhr, wahrscheinlich aus der Deportation zurückgekehrt war. In ihren Brudersachen pries sie sich als mit übernatürlichen Kräften begabt an, und erteilte Rat in allen Angelegenheiten für eine halbe Guinee (10 Mark). Sie gab vor, mit einem Minister verwandt zu sein und nannte sich die Ehrenwerte Mrs. Griebe. Unter ihrem großen Kundenkreis befand sich auch Charles Fox, der berühmte Politiker und Ministerpräsident, der sie stets als eine Dame von ungewöhnlichen Geistesgaben und großer Weltkenntnis rühmte. Sie wollte Fox eine reiche Frau verschaffen, da er sich stets in Kalamitäten befand, und zwar spekulierte sie auf eine Miß Whippis, die aus Westindien mit einem Vermögen von 80 000 Pfund (1 600 000 Mark) anlangen sollte. Später stellte sich dann heraus, daß allerdings eine Miß Whippis aus Westindien ankam, doch betrug das Vermögen nicht die Hälfte des von der Wahrsagerin versprochenen. Außerdem war sie absolut nicht mit Mrs. Griebe bekannt, wie diese behauptete. Mit diesem Lächer zog sie nun Fox viele Monate herum. Sie setzte ein Rendezvous fest und veranlaßte den Staatsmann, sich die Augenbrauen zu färben, da Miß Whippis blonde Leute liebe. Vor der Begegnung ließ sie dann den Goldfisch an den Kinderpocken erkranken. Die tollsten Märchen tischte sie ihm auf. Ein Neuling hätte nicht gründlicher täpiert werden können als Charles Fox, der doch ein erfahrener Mann war. In einer Einsicht war sie noch ganz besonders raffiniert. Statt sich von Fox bezahlen zu lassen, ließ sie ihm im Gegenteil noch 300 Pfund, so daß die Sache einen freundschaftlichen Anstrich bekam. Doch machte sie sich durch den Gebrauch seiner Equipage, die stets zu ihrer Verfügung stand, mehr wie bezahlt, da sie durch ihre Verbindung mit dem Politiker von einem gewissen Nimbus umgeben war, der auf ihre geringeren Opfer wie das Licht auf die Motte wirkte.

Immer vornehm. „Unser Freund Eufide bildet sich recht viel auf seinen vornehmen Umgang ein.“ — „Der!“ — „Allerdings, er würde glücklich sterben, wenn er von dem Automobil eines Grafen überfahren würde!“

Berlin. Bankdiskont 5 $\frac{1}{2}$  p/o. Lombardzinsfuß 6 $\frac{1}{2}$  p/o. Privatskont 4 $\frac{1}{2}$  p/o.

[illegible]

# Der Landwirt.

Wochen-Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

Nr. 32.

Wiesbaden, 17. Oktober 1907.

22. Jahrgang.

(Nachdruck verboten.)

## Ist das Scheren der Pferde zweckdienlich?

Von M. Weibers, Rebeleier.

Mit Beginn der kälteren Jahreszeit erscheint es wohl angebracht, diese gewiss nicht überflüssige Frage zu erörtern. Wie der Mensch im Winter schwerere Kleider anlegen muß, um sich vor der Kälte zu schützen, so bedarf auch das Tier eines dickeren Haarkleides, soll es gegen die Unbilden der Witterung geschützt sein.

Gegen dieses Naturgesetz wird von vielen Pferdebesitzern in ganz unerhörter Weise verstoßen und jedem vernünftigen Menschen muß es dauern, wenn er im Winter Pferde sieht, die ihr Haar bis auf einige Millimeter Länge verlieren mußten.

Die Natur sorgt in einer Weise für die Bedürfnisse der Tiere, die nichts zu wünschen übrig läßt. Das dünne, glatte Sommerhaar wird dichter, wolliger und länger, sobald es den zweckmäßigsten Schutz gegen ungünstige Witterungseinflüsse bildet. Es läßt sich zwar nicht viel dagegen einwenden, wenn Pferde, die ein abnorm langes Haarkleid haben, geschoren werden, aber leider macht sich der Verschönerungsstrieb oft in unverständigstem Sinne bemerkbar. Eine geradezu lächerliche und durchaus verwerfliche Mode ist es, nur bestimmte Körperteile zu scheren. Abgesehen davon, daß es gewiß für das betreffende Tier kein beneidenswertes Gefühl ist, wenn seine empfindlichen Körperteile schulplos der Kälte preisgegeben sind, so rufen derartige Manipulationen oft die folgenschwersten Krankheiten hervor. Koliken und hartnäckige Rheumatismen sind oft die direkten Folgen solcher unsinniger Modestrickeiten. Gerade dem Pferde sollte man im Winter das schützende Haarkleid lassen, welches ihm die fürsorgende Natur schenkte, denn es hat ohnehin schon häufig seiner empfindlichen Haut wegen unter den Witterungseinflüssen zu leiden, viel häufiger, als das dickfellige Kind.

Je heller die Haarfarbe des Pferdes ist, desto empfindlicher ist die Haut gegen Witterungseinflüsse und Temperaturschwankungen. Ich möchte daher an dieser Stelle ganz besonders darauf aufmerksam machen, daß die Hautpflege hellfarbiger Pferde in erhöhtem Maße mit Aufmerksamkeit zu handhaben ist. Namentlich soll es niemals unterlassen werden, nachgeworfene Pferde nach dem Eingraben in den Stall trocken zu reiben.

Im Anschluß hieran mag auch gleich das verwerfliche Abschneiden oder Ausscheren der Fesselhaare die ihm gebührende Berücksichtigung finden. Bei schweren Lastpferden ist die Fessel in der Regel lang behaart. Nach Ansicht vieler Pferdebesitzer wirken diese Haare für den Fuß des Tieres nachteilig, da sich zwischen ihnen leicht Schmutz ansammeln kann. Auch hat es den Anschein, als ließen sich die Füße leichter rein von Schmutz und dergl. halten. Läßt sich dieses auch nicht ganz in Abrede stellen, so ist doch der Nachteil des Scherens viel größer. Zunächst schützen die Haare den Fuß, besonders die Fessel gegen die direkte Einwirkung scharfer oder ätzender Stoffe, womit der Fuß während der Arbeit häufig in Berührung kommt. (Salz, einige Ausdünstungsstoffe, Fäulnis- und dergleichen mehr.) Dann aber wirken die lang geschorenen Haare in der Fesselbucht bei der Arbeit des Tieres wie eine sehr scharfe Bürste und reiben bei anstrengender Arbeit die Haut wund. Nicht selten entsteht dann ein Ausschlag, der als Maule bezeichnet wird. Dieser Ausschlag ist häufig sehr schwer zu heilen und ist dabei meistens eine Unheilbarstellung des Tieres für eine längere oder längere Zeit erforderlich. Wird das Leiden vernachlässigt, so kann es leicht zu ausgebreiteten, geschwürigen Veränderungen kommen und zu umfangreichen Verwundungen, nicht nur der zunächst betroffenen Haut, sondern auch ihrer näheren und ferneren Umgebung. Diese Verwundung erstreckt sich nicht selten bis weit über das Fesselgelenk hinaus und füllt sich sehr bald mit Eiter. In diesem Stadium des Leidens stehen die Haare gestraut im Bereiche der so veränderten Fußpartien und man hat diese chronische Form der Maule Strauß- oder Spelzfuß genannt. Bei dem chronisch gewordenen Uebel gelingt die Wiederherstellung nur selten, da die entstandenen Haut- und Unterhautverwundungen meist gar nicht zu heben sind.

## Landwirtschaft.

— **Spätkartoffeln**, die im Oktober noch grünes Laub aufweisen, lasse man bei günstiger Witterung ruhig bis in den November, bevor stärkere Fröste eintreten, in der Erde. Es ist aber besser, das Kartoffelkraut zu entfernen, damit die Sonne mehr Einwirkung auf den Boden bekommt, wodurch die Reife der Knollen beschleunigt wird. Die Kartoffeln sind bei trockenem Wetter einzuernten, im Keller möglichst breit zu schütten und am besten zu verbrauchen.

— **Leichter Wechsel des Saatgutes** erhöht, wie hinlänglich bekannt ist, sehr wesentlich den Ertrag. Es sollte deshalb jeder Landwirt, auch der kleinste, von Zeit zu Zeit mit dem Saatgut wechseln.

— **In späte Aussaat im Herbst** ist es häufig, welche das freudige Gedeihen der Winterfrüchte beeinträchtigt. Eine jede Pflanze verlangt eine bestimmte Wachstumszeit, deren Verletzung nur auf Kosten ihrer vollständigen Entwicklung geschehen kann. Zwar kann durch passende Düngung das Wachstum beschleunigt werden, aber doch nicht in dem Maße, daß die Pflanze zur Entwicklung notwendige Zeit dadurch vollständig ersetzt wird. Als beste Saatzeit für Wintergetreide dürfte, je nach den örtlichen und klimatischen Verhältnissen, die Zeit von Anfang September bis Ende Oktober angesehen werden, und wie weit hebt sich manchmal die Saatzeit aus? Bis Ende November, ja sogar manchmal bis in den Dezember hinein. Solch spätgeäetes Getreide hat die nötige Zeit zur vollkommenen Entwicklung nicht, denn die Ernte geht höchstens 1–2 Wochen auseinander, die spät geäete Winterfrucht reift nicht dementsprechend später als sie geäet wurde, hat also 6–8 Wochen weniger Zeit, Nährstoffe aus dem Boden aufzunehmen und bildet sich hernach auch weniger vollkommen aus. Zu spät ausgesäte Saat kann sich im Herbst nicht mehr recht bestocken, die

Pflanze wächst, da der Boden sich schon stark abgekühlt hat, langsam und geht infolgedessen schwach in den Winter; ist dieser nun nicht recht günstig und mit schäbender Schneedecke, unter welcher sich die Pflanze langsam weiter entwickeln kann, so kommt dieselbe eben schwach entwickelt aus dem Winter in das Frühjahr, fränkelt und braucht längere Zeit, bis sie sich erholt hat.

## Milchwirtschaft.

— **Bei der Fabrikation von Dauerbutter** ist in erster Linie auf frische, gesunde und gut gefeuchte Milch zu achten, denn aus schlechtem Rohmaterial kann niemals ein feines Produkt hervorgehen. Ferner lasse man die Milch nicht höher als 20 Gr. C. beim Entrahmen mit dem Reibeburger Balance-Separatorkalten, sondern nach dem Verlassen der Trommel die Sahne auf 4 Grad C. herunterkühlen. Zur Aufbewahrung der Exportbutter eignen sich am besten große Steintöpfe von ca. 50 Kilogramm Inhalt. Auf die Butter lege man, wenn der Topf ziemlich voll ist, erst einen Gazebeutel, dann eine Schicht Salz von ca. 2 Zentimeter Höhe, worauf der Topf mit Pergament zugewunden wird.

— **Ein Milchfehler**, welcher auf die Käsefabrikation nachteilig einwirkt, ist: saure Milch. Diese rührt meist von nicht gut gereinigten Breiten her; auch das sturene Geschirr muß täglich zweimal gebrüht werden. Wer die Milch zur Käseerei führt, statt trägt, sollte Kessel haben, da diese viel solider und leichter zu reinigen sind, als namentlich große Breiten.

— **Milken und Milchbehandlung.** Beim Milken ist der Schwanz der Kuh festzubinden. Vor Beginn des Melkens muß das Euter auf trockenem Wege gereinigt werden. Die Milch muß sofort durch ein Metallsieb und hierauf durch ein Barhenthuch gegossen werden. Der Reinigung des Siebes und des Tuches ist große Sorgfalt zu widmen. Sobald eine Reihe Kühe ausgemolken ist, muß die Milch aus dem Kuhstalle entfernt und möglichst stark abgekühlt werden. Der Kübler darf also nicht im Stalle stehen. Ueber Nacht ist die Milch in einem kühl gelegenen Kellerraum, der zu anderen Wirtschaftszwecken nicht benutzt werden darf, aufzubewahren. Die Deckel der Milchkannen dürfen zunächst nur lose aufgelegt werden; erst wenn der Transport der Milch vor sich gehen soll, sind die Kannen sorgsam zu verschließen.

## Obst- und Gartenbau.

— **Um die Fruchtbarkeit bei äppig wachsenden Zwergobstbäumen zu fördern**, schneide man dieselben sehr lang an den Fortsetzungen der Leitungsweige; manche Formen, wie zum Beispiel wogerechte Korbons, dürfen gar nicht. Dadurch wird das äppige Wachsen am besten gemindert und nutzbar gemacht. Je länger die Fortsetzungen der Leitungsweige wogerechnet werden, um so schwächer werden die Knospen, womit dieselben besetzt sind, austreiben, und um so früher sich zu Blütenknospen ausgebildet haben. Werden äppig wachsende Bäume kurz geschnitten, so wird das wilde Wachsen immer mehr und so lange gesteigert, bis die weiteren Folgen dieser Verästelung: Gummifluß beim Steinobst, Krebs und Brand bei Kernobst auf den mit Weidenröschen besetzten Ästen sich einstellen und den weiteren Wühlpflanzen ein Ziel setzen. Die Bäume werden eingehen, ohne jemals nennenswerte Erträge geliefert zu haben. An freistehenden Pyramiden und dergleichen läßt sich dieser Schnitt wohl immer durchführen, anders verhält es sich bei Bäumen, welchen der Raum schon bei der Pflanzung genau zugemessen wurde, die denselben jetzt aber mit aller Macht überzueilen wollen, z. B. bei Palmetten. In diesem Falle ist ein wiederholtes Verpflanzen zu empfehlen, wobei man wegen des Anwachsens gar nicht so ängstlich zu sein braucht. Auf Zwergunterlagen veredelt, lassen sich die Bäume auch in späterem Alter noch verpflanzen, insbesondere dann, wenn sie in der Jugend mehrmals verpflanzt wurden und infolgedessen im Besitze eines wohlverzweigten Wurzelballens sind.

— **Schwachwüchsige Obstbäume**, welche durch die Ernte noch mehr erschöpft wurden, schneide man jetzt zurück, es stärken sich dadurch die noch bleibenden Ästen und wird der Trieb im Frühjahr um so kräftiger. Man veräume nicht das Anbinden junger Bäume, hauptsächlich an Straßen oder in freiliegenden Gärten. In Wäldern nehme man nur geschälte glatte Stangen, nicht darf die Rinde an solchen belassen werden, da sich hierunter alles Ungeziefer verkrühen würde. Außer Weiden verwenne man als Band alte Gurten, Schlauchhölzer, Astastriebe, welche in 8-Form um Stamm und Pfahl geschlungen und an letzterem festgenagelt worden.

— **Ueberwinterung des Obstes.** Neben den vielen auch von uns angegebenen Ueberwinterungsmitteln des Obstes nimmt Torfmüll eine der ersten Stellen ein. Eine Kiste mit 1/2 Kubikmeter Rauminhalt stelle man in einen frostfreien Keller und bedecke den Kistenboden mit einer fingerstarken Schicht fein zerriebenen Torfmülls. Nun lege man die ersten Lage Früchte mit den Stielen nach unten so nahe wie möglich aneinander, daß sie sich aber doch nicht berühren können, fülle die Zwischenräume mit Torfmüll aus und schaffe eine Lage von demselben. So fährt man fort, bis die Kiste gefüllt ist. Ebenfalls kommt eine starke Schicht Müll.

— **Vorbereitung der Mistbeete für die Aussaat.** Ein praktischer Gartenfreund sorgt bereits im Herbst für seine Frühbeeten. Die ausgeworfene Erde kann gut durchfriert und wird geeigneter für Aufnahme des Samens. Der leere Kasten dünst gehörig aus und widersteht besser der Fäulnis. Bei der ersten passenden Gelegenheit kann die Düngerschicht eingebracht werden und auch die Erde ist durch die winterliche Ablagerung außerhalb des Kastens jederzeit zur Benutzung fertig. Die tief das Frühbeet aufzuwerfen ist, richtet sich nach den bisherigen Einrichtungen des Treibhauses. Will man eine stärkere Düngerschicht als bisher unterbringen, so wird die Grube entsprechend tiefer ausgegraben. Jedoch achte man auf die Grundwasserhältnisse und berücksichtige hauptsächlich, daß etwaiges Schichtwasser nicht in das Frühbeet treten kann. Die gewöhnliche Tiefe der Gruben beträgt 50–75 Zentimeter. Findet sich im Winter in der leeren Grube Schichtwasser ein, so muß die

selbe wieder so hoch mit Erde gefüllt werden, daß das Wasser die Sohle des Frühbeetkastens nicht erreicht. Am besten ist es aber, wenn das Frühbeet auf einer anderen höher gelegenen Stelle des Gartens angelegt wird. Denn das Schichtwasser bringt dem Frühbeet unberechenbaren Schaden und stellt überhaupt die ganze Wirtschaft desselben in Frage.

— **Ein einfaches Mittel gegen den Krostpilz auf Rosen** besteht in einer starken Lösung von Seifenlauge in Wasser, mit welcher man die Kronen der Rosenbüschchen besprüht. Noch besser, wenn angängig, man taucht sie in die Seifenlösung hinein. Nach einer Weile aber müssen die Büschchen mit klarem Wasser abgepripst werden. Auch gegen Mehltau ist das Mittel anwendbar. Die Seifenlösung schadet weder den Blättern noch den Blüten.

— **Zur Winterbehandlung der englischen Pelargonien im Zimmer.** Der Standort sei am Fenster eines mäßig geheizten Zimmers. Ein Keller ist zur Ueberwinterung zu dunkel und feucht, doch ist ein vorübergehender, nur kurzer Aufenthalt in einem hellen Keller nicht immer zu verwerfen, darf aber nie allzulange ausgedehnt werden. Zulässig ist ein solcher Aufenthalt, wenn bei sehr strenger Kälte das Zimmer nachts über nicht ganz frostfrei ist.

## Bienenzucht.

— **Die viel verzehrt ein Bienenvolk im Winter?** Nach vielen Erfahrungen hat man berechnet, daß ein Bienenvolk im Oktober etwa 2 Kilo, im November 1/2, im Dezember 1/2, im Januar 1, im Februar 1, im März 1 1/2 bis 2 und im April 2 bis 3 Kilo verzehrt.

— **Welche Honigtaseln soll der Imker für seine Bienen auf Frühjahr zurückschneiden?** Die Honigtaseln sind hierzu die besten, welche aus der nächsten Nähe des Brutnestes stammen. In diesem finden sich nämlich viele Zellen, welche unten Pollen und darüber eine starke Schicht Honig enthalten. Dieser Pollen erhält sich sehr gut, und ist für die Bienen im Frühjahr, wenn sie noch keinen frischen Blütenstaub eintragen können, ein treffliches Förderungsmitel.

— **Kollier für Bienenstöcke.** Zur Ausfüllung der Honigräume und des Raumes hinter dem Stockfenster eignen sich am besten feingewebte Strohmatten oder Kollier. Zur Füllung der letzteren nimmt man ein Material, welches die Wärme schlecht leitet und den Schimmel schwer annimmt, d. h. trockenes Moos oder Wollabfälle, wie man sie in Schafwollfabriken billig zu kaufen bekommt.

— **Baben**, welche noch keine Brut enthielten, sollen bei der Herbstrevision den Stöcken entnommen werden. Dieselben werden von den Bienen nicht belagert und bilden daher im Winter eine recht hinderliche Scheidewand zwischen zwei Honigwaben.

62 Kirchgasse 62,

2. Haus vom Michaelsberg,  
Haltestelle der elektr. Strassenbahn  
1. Etage kein Laden 1. Etage.



Konkurrenzlos  
billigste Bezugsquelle für  
Uhren, Goldwaren  
u. optische Artikel

Telefon No. 2277.  
4088



Cognac  
Scherer

Flasche Mk. 1.90 bis Mk. 5.—

Niederlagen durch Plakate kenntlich.

## Geschäfts-Verlegung.



Meiner werten Kundsch. ist zur gef. Nachricht, daß ich von heute ab meine Rostschlächterei von Heggenstraße 6 nach

Mauergasse 12

verlegt habe. Gleichzeitig empfehle prima junges Rindfleisch, nur allererste Qualität, sowie alle Sorten Würstwaren.

E. Ullmann, Mauergasse 12.

Größte Rostschlächterei  
und Würstfabrik mit elektrischem Betrieb.

Telephon 3244.



Nr. 243.

Donnerstag, den 17. Oktober 1907.

22. Jahrgang.

## Aus allen Straßen.

Roman aus dem Nachleben einer kleinen Stadt von Heinrich Bandlow.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Aus ihr?“

„Ja, aus ihr!“

„Aus welcher ihr?“

„Es ist ein hübsches Mädchen, dessen Herz ich erobern will. Ich lächelte, wenn sie lächelt, und grüble nach, wenn sie nachgrübelt, und tue also das Menschenmögliche!“

„Sie sind doch ein herzhafter Mann, haben Sie sie denn noch nicht einmal dreist geküßt?“

„Ne, alter Sonnenbruder, darauf fall ich nicht rin! Hatt eemal 'nen alten Kameraden, der sagte auch zu 'nem hübschen Mädchen: Ich hoffe nicht, Ihre Gefühle zu beleidigen, wenn ich Sie küsse! Und ehe sie antworten konnte, küßte er sie, und das Mädchen ging und verklagte ihn. Da wurde er zu zwanzig Mark verdonnert, und sehen Sie, zwanzig Mark pro beleidigtes Gefühl sind mir zu viel!“

„Und was machte Ihr Freund?“

„Der bezahlte das Geld, und heute ist sein Gemüt verfinstert durch Ehelosigkeit!“

„Das bringt mich auf Sonnen- und Mondfinsternisse, lieber Henz!“ „Die heben wir uns noch auf; bis zu meiner Hochzeit ist noch Zeit genug!“

„Was die Gelehrten vom Erdschatten erzählen, ist alles Unsinn —“

„Was ich Ihnen aber von meinem Kameraden erzählt habe, ist kein Unsinn! Justiz ist ein sehr treffendes Wort für Gerechtigkeit, und darum gehe ich sehr langsam vor, und mit Vorsicht, obgleich es Zeit für mich ist, ehe meine Jugend gänzlich Konturs ansetzt!“

„Wenn Sie aber so blöde sind — —, wer weiß, ob das Mädchen sich nicht schon von anderen hat küssen lassen!“

„Was macht das? Ein Bleistift wird niemals nicht von dem zu Ende verbraucht, der ihn angeschnitten hat, das ist eine alte Jode, und das letzte Ende vom Bleistift ist das Beste!“

Schetter lachte und meinte, es leuchte ihm ein, daß er wegen des Kindes heiraten müsse.

„Frent mich, daß Sie das einsehen! Die Kleine hat noch keine rechte Begriffe von die Verdauungsorgane nicht, indem es Süßes und Saures durcheinander und die Salzässer leer ist. Da muß Aufmerksamkeit sein. Auch spielt sie gern mit Streichhölzern! Und da kann gar zu leicht ein Feuer entstehen!“

„Feuer! — Feuer!“ rief es draußen, als ob es das Echo von Henz's Worten sei.

Die beiden Männer sprangen erschrocken von ihren Sihen auf, Schetter rief:

„Und ich sitze nun allein hier! Frau und Tochter sind nicht da!“

Henz suchte seine Mütze und stürzte fort nach Hause, um die Turmschlüssel zu holen und die Sturmglocke zu ziehen.

### 7. Kapitel.

Als er draußen auf der Straße war, sah er im Süden einen schwachen Feuerchein. Er fragte die schreienden und eilenden Menschen, wo das Feuer sei.

„Weiß selbst nicht! In der Mauerstraße soll's ja sein!“ Es wehte ein kalter, scharfer Wind aus Osten, einzelne Schneeflocken mit sich führend, die indessen nichts fanden, wo sie haften sollten, und spurlos verschwanden.

An der Brandstelle standen eine Menge Menschen aus allen Straßen ratlos umher, es war unmöglich, ohne Spritze etwas anzufangen, und in den Straßen blieben noch die Hörner der Feuerwehr, um die Männer zusammen zu rufen.

Es brannte in den Ställen des Zimmermanns Brast, der bereits sein Vieh fortgetrieben hatte und nun schauernd auf die Klänge der Sturmglocke hörte, während er über den Hof ins Haus lief, um von seinem Hab und Gut zu retten, was zu retten war. Durch das Bräseln des brennenden Gebäudes und das Pfeifen des Sturmes vernahm man die Hufschläge der Pferde, das Rollen der schweren Feuerlufen und den Kommandoruf des Feuerwehr-Hauptmanns, der die Leute zu eiligerem Lauf antrieb. Die Leute zogen selbst die Spritze an Ort und Stelle, da die Aderbürger säumig sind, für solche Gelegenheiten umsonst Pferdebesitz herzugeben.

Der Hauptmann war ein besonnener und entschlossener Mann; er hieß Heltusen und war Zimmermeister. Er übersah auf der Brandstelle sofort, daß die beiden brennenden Ställe nicht zu retten seien, daß bei der Windrichtung für das Wohnhaus keine Gefahr bestehe, dagegen die benachbarten Stallgebäude des Fuhrmanns Glien auf's ärgste bedroht seien.

Er gab dem Spritzenmeister, Schmiedemeister Mönchow, die Anweisung, sofort diese Stallungen unter Wasser zu halten, und nebenbei die Strahlen in das Feuer selbst zu leiten.

Mönchow gehorchte sichtlich mit Widerwillen, da es mehr nach seinem Geschmac gewesen wäre, die brennenden Gebäude selbst zu bearbeiten.

Er machte eine diesbezügliche Bemerkung, aber Heltusen antwortete kurz:

„Ich habe zu befehlen!“

Schmied Mönchow zog ein spöttisches Gesicht, leitete nun aber die Wasserstrahlen auf die Ställe des Fuhrmanns Glien, daß die Dachsteine und das Fachwerk dampften.

In achtungsvoller Entfernung von dem Feuer unter einer größeren Gruppe der ehrwürdigen Gesellschaft, die man Publikum nennt, hörte man die üblichen geistvollen Bemerkungen über das Feuer.

„Solch ein Feuer zerstört in einem Augenblick, wozu viele Hände viele Zeit gebrachten!“ sagte ein Mann im Schlafrock zu einem anderen in einer großen Pudelmütze.

Höchst wunderbar, ja eigentlich ganz außerordentlich!“ gab die Pudelmütze zurück.

„Ein Streichholz genügt, um das größte Feuer zu verursachen!“

„Es ist wirklich erstaunlich!“

„Solch ein brennendes Haus ist ein großartiger Anblick!“ meinte der Schlafrock andächtig.

„Namentlich für diejenigen, die nicht nebenan wohnen! Es ist genau so wie mit 'm Schweineschlachter, was für alle eine höchst vergnügliche Sache ist, ausgenommen natürlich, wenn man das Schwein selbst ist!“ antwortete Hens, der eben von der Sturmglocke kam, anstelle der Pudelmütze und wandte sich dann, ehe er bei der Spritze selbst Hand anlegte, an den Spritzenmeister, zu dem er sagte:

„Da in der Ecke stehen zwei Männer, die lange nicht ausgelüftet sein, es wäre eine Wohlthat, wenn Sie ihnen in die Wäsche nehmen! Sie, Freund Mönchow, haben keinen inneren Groll nicht gegen dem Alkohol und es soll mir auf einen Grog nicht ankommen!“

Mönchow war für diese Aufforderung durchaus zugänglich, und in kürzester Frist waren Schlaftod und Pudelmütze nebst allem, was in und unter ihnen steckte, so gründlich durchweicht, daß sie sich sofort schimpfend zurückzogen und aus Furcht vor Erfüllung dem weiteren Genuß des schönen Anblicks entzogen.

Doktor Bischoff stand in der Nähe des Zimmermeisters Hektthusen, mit dem er befreundet war.

„Werden Sie das Feuer bewältigen?“ fragte er ihn.

„Wenn der Wind nicht schärfer kommt, ist wohl keine Gefahr weiter! — Herr Mönchow, sehen Sie doch! Der Giebel vom Glienschen Stalle brennt schon wieder! Es liegt Stroh darunter!“

Mönchow sagte:

„Ich sehe es selbst! Wie einen Schulungen brauchen Sie mich nicht zu mahregeln!“

„Davon ist gar keine Rede! Wenn Sie nicht tun wollen, was ich Ihnen sage, so muß ich eben einen andern als Spritzenmeister einstellen!“

„Da melde ich mich!“ sagte eine Stimme, und Mönchow gab den Spritzenhahn sofort ab.

Hektthusen fand unter den vielbeschäftigten Feuerwehrleuten keinen, dem er das Rohr übergeben konnte und nahm es selbst in die Hand, das Kommando seinem Stellvertreter übertragend.

„Mitten im Feuer sollten Sie verständiger sein, Herr Mönchow,“ sagte er dabei laut, „Sie hätten morgen Zeit genug gehabt, aus der Feuerwehr auszutreten!“

„Fällt mir gar nicht ein, auszutreten! Das Lied ist noch lange nicht ausgeblasen!“ sagte Mönchow und ging an eine andere Spritze, wo er beim Pumpen half.

„Geben Sie mir das Rohr her!“ sagte die frühere Stimme wieder; „ich verstehe, den Strahl zu leiten und gehorche auf's Wort!“

„Sie gehören ja gar nicht zur Feuerwehr,“ Herr Oldenstader!“ sagte Hektthusen.

Dieser erwiderte zwar:

„Ich melde mich jetzt dazu an!“

Aber Hektthusen beachtete ihn nicht weiter.

Oldenstader war ein sogenannter Volksanwalt, eine gescheiterte Existenz. Er übernahm Haus- und Wirtschaftsverläufe, schrieb Testamente, Kontrakte und Klagen, galt als ein belesener Mann, der harmlos war und niemand etwas zu Leide tat und nur eine Schwäche für gebrannte Getränke hatte.

„Wie mag das Feuer entstanden sein?“ fragte er den Doktor Bischoff, mehr in der Absicht überhaupt, mit dem Arzt ein Wort zu wechseln, als eine Meinung über seine Frage zu hören.

„Ich weiß es nicht!“ sagte der Arzt.

„Ob Prast versichert ist?“ fragte der Anwalt mit einem Lächeln. „Genau weiß ich es auch nicht, aber es wurde vorhin gesagt, daß er keinen großen Schaden hätte!“

„Gehören Sie auch zur Feuerwehr?“ fragte er weiter.

„Nein, es wird so ziemlich die einzige Vereinigung sein, der ich nicht angehöre!“ erwiderte der Arzt.

„Na“, mischte sich der Kommandant in das Gespräch, während er aufmerksam die Wasserstrahlen über die Nachbargebäude goß, „dann treten Sie ein, lieber Herr Doktor! Sie können gleich meinen Posten übernehmen!“ Denn wie ich meine Leute und mich kenne, kommt es nach dem kleinen Vorfall mit Mönchow zum Bruch! Er ist ein eigensinniger Kunde, und ich lasse mir nichts bieten! Da geraten zwei harte Steine an einander!“

Der Arzt erwiderte, daß er des guten Zweckes wegen wohl Mitglied der Feuerwehr werden wolle, aber für den Kommandoposten bedanke er sich, er verstehe nichts davon.

Die Männer lachten, und der Gesellschaft wegen lachte auch Uhrmacher Schetter mit, der von seiner Frau Erlaubnis bekommen hatte, zur Brandstätte zu gehen und glücklich seinen Mieter gefunden hatte.

Er stieß den Doktor an und sagte:

„Wenn Sie das Kommando hätten, dann werde ich auch eintreten! Es wird sich machen lassen! Sonst geht es nicht wegen — wegen Herrn Hektthusen, der ist so kurz angebunden!“

Die Gruppe zerstreute sich bald. Herr Oldenstader fand

seinen Freund und Zuhörer Hens, und alle vier begaben sich, nachdem das Feuer ziemlich gelöscht und alle Gefahr beseitigt war, in ein Gasthaus, um sich auf den Schreck wegen des Feuers abzukühlen. Der Uhrmacher ließ sich die Gelegenheit nicht nehmen, den Herren auseinanderzusetzen, daß der Qualm und Rauch auch dieses Feuers zum Himmel steige und dort morgen als Sonne weiter brennen würde, wenn sich nicht etwa ein neuer und dauerhafter Stern daraus bilde.

Oldenstader, der die von der sonstigen Astronomie abweichende Ansicht des Uhrmachers nicht kannte, hielt die Rede für einen mittelmäßigen Scherz und sagte, die Frage, was aus dem Rauch werde, raube ihm ebenso wenig den Seelenfrieden, als seinem Freund Fritz Kalen, wenn dieser das große Los gewinne, eine Schweichelei, die der Viehhändler seiner Zeit durch eine Einladung zu einem Glase Wein zu belohnen sich vornahm, während er jetzt auf Abschlag nur vergnüglich schmunzelte.

## 8. Kapitel.

Wenn Doktor Bischoff in der Erinnerung den Auftritt mit der verschleierten Dame sich vergegenwärtigte und sich fragte, warum er sie standhaft zurückgewiesen habe, so kam er zu dem ehrlichen Schlusse, daß er unter anderen Umständen vielleicht nicht widerstanden hätte. Aber daß sie eine Krankheit vorgezeigt und den Versuch der Ueberrumpelung gemacht hatte, gegen diese ganze Unehrlichkeit und Verschlagenheit hatte sein Männerstolz sich auflehnt. Es galt bei ihm als ausgemacht, daß ihre angebliche Leidenschaft zu ihm, der sie alle Scham und Schidlichkeit zum Opfer gebracht hatte, nichts weiter als eine Spekulation auf seine Börse gewesen sei, und er war nicht naiv genug dazu, um zu glauben, daß die Unbekannte aus Liebe zu ihm ihre Ehre hingeworfen hatte. Und von einer solchen Liebe wollte er nichts wissen.

Aber der unerhörte Vorfall beschäftigte ihn doch lebhaft, und wenn er auch darüber schwieg, so musterte er doch gelegentlich die Frauen seiner Bekanntschaft genauer, sagte ihre Hände ins Auge, um den Karneol zu entdecken, das einzige Erkennungszeichen, dessen er sich entsann, um die ihre eigene Sicherheit wohl berechnende Dame zu ermitteln. Er fand nicht, was er suchte, und er verbarg das Geheimnis in seiner Brust, es der Zeit und dem Zufall überlassend, ob das Dunkel aufgehellt werden sollte.

Inzwischen besuchte er fleißig seine Kranken und nebenbei auch seinen Kollegen Prospill, dessen Tochter Gertrud nicht die geringste Neigung zeigte, den jungen Arzt wegen beleidigter Gefühle zu verklagen. Sie hätte es gut tun können, und wenn jeder Fuß nach Hens Rechnung mit zwanzig Mark zu taxieren war, so hätte der Arzt einen Ribelungenhort zahlen müssen. Aber Gertrud fand in diesen Besuchen nicht das geringste, was sie beleidigen konnte; nur Lieschen Schetter fiel die Sache auf, und sie war durchaus nicht erbaut davon. Nein, durchaus nicht.

Als sie ihm eines Morgens den Kaffee brachte, war sie nicht mit sich einig, ob sie schnippisch umkehren oder auf seine Frage antworten solle.

„Wie geht's Ihnen?“ hatte er gefragt.

Sie besann sich, daß das schnippische Tun ihr ja nicht wegläufe, und so antwortete sie dann:

„Ach, Herr Doktor, welches Interesse können Sie daran haben, wie es mir geht?“

„Ich bitte Sie, Fräulein,“ versetzte er lachend, „ein riesen-großes Interesse! Ich berechne nichts dafür, wenn Sie darauf antworten! Indessen, meine Frage ist eigentlich eine überflüssige Allerweltsfrage. Ich sehe ja mit eigenen Augen an Ihren glänzenden Augen und den roten Wangen, daß es Ihnen gut geht!“

„Was heißt gut!“ sagte sie. „An uns armen Handwerker-töchtern geht alles vorbei und niemand beachtet uns!“

„Na, ich denke, arm sind Sie nun gerade nicht, Ihr Vater braucht doch nicht barfuß zu gehen!“

„So meine ich's ja nicht, und Sie verstehen recht gut, was ich sagen will! Weil wir Handwerkertöchter sind, darum werden wir alle alte Jungfern!“

„Es ist erschrecklich!“ sagte er belustigt, „alle alte Jungfern!“

„Es ist doch so! Und Sie lachen noch darüber! Aber es lacht eben alles über alte Jungfern, und die Witzblätter machen sich lustig darüber, daß wir mit den Jahren verbittern und versauern! Wir haben nur den Zweck, alte Erbsanten zu werden!“

„Ganz entsetzlich!“ sagte der Doktor mit komischem Ausdruck.

„Und obendrein dichtet man uns an, daß wir um jeden Preis heiraten möchten!“

## Lucias Schuld.

Novelle von Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung) (Nachdruck verboten.)

„Du bist eine kleine Löwin. Daß du so ein Hasenfüßchen bist, habe ich ja bisher noch gar nicht gewußt. Aber du kannst ganz unbesorgt sein. Einem Menschen wie mir tun solch' windige Gesellen schon nichts zuleide. Und nun gehe zu Helene. Ich bin sicher, daß sie darauf wartet.“

Die junge Frau gehorchte, aber sie tat es zögernd, wie jemand, der sich nur schwer von einem anderen losreißt.

Das junge Mädchen in der Laube empfing sie so freundlich, daß Brunos Besorgnis hinsichtlich ihrer verletzten Empfindlichkeit gewiß unbegründet gewesen war. Aber zu dem vorgeschlagenen Spaziergange verstand sie sich nicht.

„Ich bin müde,“ sagte sie, „und habe etwas Migräne. Da ist das Stillstehen und das Alleinsein für mich das Beste. Aber ich bitte dich, liebste Lucia, dich durch die Rücksicht auf mich nicht abhalten zu lassen. Vielleicht gehe ich dir nachher ein Stückchen entgegen.“

Es war wieder eine jener freundlichen Zurückweisungen, deren Lucia von seiten der jungen Verwandten ihres Mannes schon so viele erfahren, und die vielleicht vor allem dazu beigetragen hatten, sie mit einer gewissen Scheu vor dem anscheinend so sanften und immer gleichmäßig ruhigen, blonden Mädchen zu erfüllen.

Auch jetzt wagte sie nicht zu erwidern, sondern zog sich verlegen zurück, wie jemand, der eine beschämende Niederlage erlitten. Auf den Fußspitzen ging sie drinnen im Hause an der Tür des Zimmers vorüber, in welchem sie ihren Gatten wußte, und schlüpfte in die nebenangelegene Schlafstube, wo sie rasch einen einfachen Strohhut auf die schwarze Haarfülle drückte und ein leichtes Tuch um die Schultern nahm. Aufhorchend blieb sie ein paar Sekunden lang vor dem Spiegel stehen. Dann, als sie durch die dünne Wand vernahm, daß ihr Mann im Nebenzimmer eine Melodie vor sich hinpfeiff, wie er es immer beim Zeichnen zu tun pflegte, entschloß sie sich, zu gehen.

Der Weg, den sie einschlug, war anfänglich derselbe, auf dem ihr Gatte vorhin gekommen war. Aber sie verfolgte ihn nicht bis zu der breiten Fahrstraße hinunter, an der die Kantine und die Arbeiterbaracken standen, sondern schlug vorher einen schmalen Richtweg ein, der höher an die Berglehne hinauf und dann an dem ungefähr fünfzig Meter über die Talsohle beginnenden Wald entlangführte. Auf diesem Wege mußte sie den unten bei den Arbeiterwohnungen Befindlichen deutlich sichtbar sein, und einem scharfen Auge war es sogar möglich, von dort aus ihre Gesichtszüge zu erkennen.

Sie ging ganz langsam, und auf eine halb von verwildertem Strauchwerk verdeckte Bank, die wohl ebenfalls dem Erbauer der Villa ihre Entstehung verdankte, ließ sie sich nieder. Nach Verlauf von etwa zehn Minuten hörte sie, wie das lose Steingeröll des Berghanges unter einem eilig näherkommenden Menschentritt knirschte, und gleich darauf knackten unmittelbar neben ihr die Zweige des Gesträuchs. Nur ein paar Sekunden noch, und die muskulöse Gestalt des Kolonnenführers Balbo stand an ihrer Seite. Seine breite Brust arbeitete ungestüm unter dem halbgeöffneten wollenen Hemd; sein gebräuntes Gesicht aber war ebenso finster wie vorhin, da er dem Ingenieur Wolmer seine barschen Antworten gegeben.

„Guten Abend, Lucia!“ redete er sie mit rauh klingender Stimme an. „Daß du mir etwas zu sagen?“

Die junge Frau hatte sich bei seiner Annäherung nicht von der Stelle gerührt; aber es stand ihr auf dem Gesicht geschrieben, daß seine Gegenwart sie in Angst und Aufregung versetzte. Ohne ihn anzusehen, schüttelte sie den Kopf.

„Was sollte ich dir noch zu sagen haben, Enrico? Ich kam auf meinem Spaziergange zufällig hierher, und —“

Er ließ sie gar nicht austreten, sondern, indem er leicht an die Klempe seines breitrandigen Filzhutes griff, wandte er sich wieder zum Gehen.

„Dann will ich dir nicht weiter lästig werden. Addio!“

Aber mit einer raschen Bewegung, die ihre ganze Seelenangst offenbarte, hielt sie ihn zurück.

„Nein — bleibe noch! Ich sagte nicht die Wahrheit. Nur um mit dir zu reden, bin ich gekommen.“

Er blieb stehen und verschränkte die Arme unter der Brust. Mit brennenden Augen sah er auf sie herab.

„Nun? — Ich höre.“

Lucias Atem ging rasch.

Sie kämpfte ersichtlich mühsam gegen die aufsteigenden Tränen.

„Ich bin unfreundlich gegen dich gewesen, Enrico — du weißt, vor vier Tagen, als wir uns zum ersten Male hier begegneten. Aber ich war so überrascht, und — es tut mir leid. Sei mir darum nicht mehr böse.“

Um seine härtigen Lippen zuckte es wie Hohn.

„Wie zart mit einem Male dein Gewissen geworden ist. War es wirklich nur das, was du mir sagen wolltest?“

„Nein. Ich wollte dich auch um Verzeihung bitten wegen — wegen des anderen. Es war ein großes Unrecht, ich weiß es. Aber ich konnte nicht anders. Du mußt doch selbst einsehen, daß ich nicht anders konnte.“

„Und damit, glaubst du, sei alles wieder gut gemacht und abgetan? Man verrät seinen Verlobten, indem man mit einem anderen auf- und davongeht, während er fern ist. Und wenn man ihm dann zufällig wieder begegnet, so sagt man: Sei nicht mehr böse. Und es ist alles in schönster Ordnung. Eine sehr bequeme Art — das muß wahr sein.“

„Aber wir waren doch eigentlich gar nicht verlobt, Enrico! Ich war fast noch ein Kind, als meine Mutter mich dir versprach. Und ich wußte gar nicht, was Liebe ist.“

„Natürlich — das wußtest du nicht, bis der andere kam, der Fremde, der so viel feiner und klüger war als ich, und — was doch wohl die Hauptsache war — so viel reicher. Er konnte dich mit schönen Kleidern behängen und konnte eine große Dame aus dir machen. Wer hätte da noch von dir verlangen können, daß du mir dein Versprechen hieltest — einem armen Teufel — einem gemeinen Arbeiter — ah, pfui!“

Er spie ins Gras, aber seine funkelnden Augen sahen sie an, als wollten sie sie durchbohren. Lucia stand schen und demütig da wie ein geschlagenes Kind.

„Ich konnte doch nicht anders,“ wiederholte sie halb schluchzend. „Und ich wäre sein Weib geworden, auch wenn er ein Bettler gewesen wäre. Ich hatte ihn ja von der ersten Stunde an so lieb, so über alle Maßen lieb.“

Enrico Balbo biß die weißen Zähne zusammen, daß sie hörbar knirschten. Eine kleine Weile verstrich, bevor er sagte:

„Es ist sehr freundlich, daß du gekommen bist, um mir das zu erzählen. Auf dieses Geständnis hin also soll ich dir verzeihen?“

Sie sah zu ihm auf mit einem so unschuldsvoll stehenden Blick ihrer in Tränen schwimmenden dunklen Augen, daß jeder andere als ein von rasender Eifersucht verzehrter Mann davon hätte gerührt werden müssen.

„Ach, ja, Enrico — ich bitte dich darum von ganzem Herzen. Sieh, ich habe ja keine ruhige Stunde mehr, seitdem ich dich hier wiedergesehen und seitdem ich weiß, daß du Bruno täglich begegnest. Die Angst, daß ein Unglück geschehen könnte, bringt mich fast um den Verstand.“

„Danach aber, ob dein Betragen nicht vielleicht auch mich um den Verstand gebracht hat — danach fragst du nicht! Und nicht, weil deine Sünde dich reut, kamst du heute hierher, sondern weil du zitterst, daß ich deinem geliebten Bruno heimzahlen könnte, was er mir getan.“

„Aber er wußte doch nichts von alledem, Enrico! Meine Mutter wollte nicht, daß ich es ihm sagte. Und jetzt ist es zu spät — jetzt darf er es nie — nie mehr erfahren.“

„Darum also? Du fürchtest, ich könnte ihm erzählen! Nun, bei meiner Seele, du hast guten Grund, es zu fürchten. Denn es verlangt mich nach einer kleinen Auseinandersetzung mit dem hochmütigen Ingenieur. Warum sollte ich es ihm nicht ins Gesicht sagen, daß er ein Dieb ist, der mich um mein Glück bestohlen hat?“

Am ganzen Leibe zitternd, erhob Lucia ihre gefalteten Hände.

„Es wäre schrecklich, unmenschlich, wenn du es tätest. Und es gäbe ganz gewiß ein Unglück. Denn er ist furchtbar in seinem Zorn. Und seit heute trägt er eine geladene Pistole in seiner Tasche.“

„Seit heute, sagst du? Warum denn gerade seit heute?“

„Er sagt, daß er zwei von den italienischen Arbeitern habe davonjagen müssen. Und er ist darauf gefaßt, daß sie versuchen könnten, sich an ihm zu rächen.“

„So? Ist er darauf gefaßt? Nun, ich vermute, daß seine Ahnung ihn nicht betrügt.“

„Um Gotteswillen, du darfst es nicht geschehen lassen, Enrico! Ich weiß, daß du imstande bist, es zu verhindern. Und er ist doch nicht dein Feind. Er hat dir doch wirklich nie ein Leid zugefügt.“

„Ob er mein Feind ist?! Und was kümmert es mich! Er hätte die beiden in Ruhe lassen sollen. Ihre Händel gingen ihn nichts an.“

„Vielleicht hat er unrecht getan, aber das ist ja nun geschehen. Und du mußt mir versprechen, daß du sie hindern wirst, ihm etwas anzutun. Auf meinen Anien bitte ich dich, ihn zu schützen.“

Mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihrer Rasse hatte sie sich in der Angst ihres Herzens wirklich vor ihm niedergeworfen. Wie ein Ausblitzen dämonischer Freude flog es über das Gesicht des Italieners hin.

„Ein sonderbares Verlangen! Ich kann doch nicht neben ihm herlaufen wie ein Hund. Und ich denke, er würde sich das auch schwerlich gefallen lassen.“

„Nein, nein, er kennt ja keine Furcht. Aber wenn diese Männer deine Freunde sind, so kann es dir nicht schwer fallen, dich über ihre Anschläge zu unterrichten. Und du kannst mir eine Mitteilung davon zukommen lassen. Kannst mich warnen, damit ich ihn vor dem Verderben behüte.“

Seine heißen, begehrlichen Augen starrten noch immer auf sie herab. Hinter seiner niedrigen Stirn aber, die sich in scharfe Falten gezogen hatte, schienen die Gedanken lebhaft zu arbeiten.

„Nun, wir wollen sehen. Ich bin kein Mörder, und vielleicht, wenn ich etwas erfahre — vielleicht werde ich dich warnen. Aber steh' auf. Da kommt jemand, und es könnte dir Unannehmlichkeiten von deinem Mann zuziehen, wenn er erfahre, mit wem man dich hier gesehen.“

Erschrocken war Lucia aufgesprungen und hatte den Kopf gewendet. Enrico Balbos Mahnung war sehr spät gekommen, zu spät vielleicht. Denn Lucia sah die Cousine ihres Mannes auf dem Wege daherkommen, der sie selbst hierher geführt hatte. Sie war nur noch um wenige Hundert Schritte entfernt, und wenn sie gute Augen hatte, konnte sie leicht ~~bestimmen~~ <sup>erkennen</sup> haben. In welcher Situation sich die beiden befanden.

„Geh', Enrico, geh'!“ rief Lucia hervor. „Sie darfst dich nicht mehr bei mir finden.“

„Auf Wiedersehen also!“ gab er halblaut zurück, und gleich darauf war er in dem bergenden Strauchwerk verschwunden. Lucia aber schritt totenbleich und mit hochklopfendem Herzen der Näherkommenen entgegen. Sie erwartete eine Frage, und in ihrer fassungslosen Bestürzung würde sie sich wahrscheinlich durch irgend eine törichte Antwort sogleich verraten haben. Aber Helenes Begrüßung war so ruhig und unbefangen, sie sprach so freundlich über allerlei gleichgültige Dinge, daß die verängstigte junge Frau nach Verlauf einiger Minuten zu der beruhigenden Gewißheit gekommen war, sie habe nichts gesehen.

Als Bruno Golmer am nächsten Tage zum Mittagessen heimkam, lag eine Wolke auf seiner Stirn. Zwar war es sonst nicht seine Gewohnheit, von den Verdrießlichkeiten zu sprechen, die sein Beruf hier und da mit sich brachte, aber als Helene ihn während des Mahles nach der Ursache seiner Verstimmung fragte, erwiderte er:

„Diese Italiener machen mir unaufhörlich zu schaffen. Ich wünschte wahrhaftig, daß man statt ihrer deutsche Arbeiter eingestellt hätte. Denn wie fleißig und brauchbar sie auch im allgemeinen sein mögen, man muß bei ihnen doch auf allerlei Teufeleien gefaßt sein. So kam ich heute zufällig dahinter, daß von den Dynamitpatronen, die wir zum Sprengen benutzen,

eine ganze Anzahl gestohlen worden ist. Und als ich den Kolonnenführer Balbo, der die Verantwortlichkeit dafür zu tragen hat, deshalb zur Rede stellte, wurde der Bursche obendrein so unverschämmt, daß ich ihn auf der Stelle entlassen mußte.“

Klirrend war die Gabel, die Lucia in der Hand gehalten, auf ihren Teller gefallen. Unwillkürlich richteten die beiden anderen ihre Blicke auf die junge Frau, und keinem von ihnen konnte der Ausdruck des Schreckens in ihren Zügen entgehen.

„Was ist dir?“ fragte der Ingenieur. „Fühlst du dich nicht wohl?“

Sie war kaum imstande, eine Antwort herauszubringen.

„O, es ist nichts. Aber Balbo — sagtest du? Du hast einen Streit mit ihm gehabt?“

„Einen Streit — nein. Ich habe ihn nur einfach zum Teufel gejagt. Aber da fällt mir ein, — ich habe bei der Gelegenheit in seinem Arbeitsbuche gelesen, daß er aus Torre del Annunziata gebürtig ist, wie du. Solltest du ihn etwa kennen?“

Das bräunliche Gesicht Lucias war plötzlich wie mit Blut übergossen. Sie blickte vor sich nieder, und ihre Hände, die kraftlos auf der Tischkante lagen, zitterten furchtbar. Ueber Brunos Nasenwurzel erschien eine drohende Falte.

„Warum antwortest du nicht? Was soll denn das eigentlich heißen? Weshalb erschraust du so, als ich den Namen dieses Balbo erwähnte?“

Helene schob ihren Stuhl zurück und erhob sich, um lautlos das Zimmer zu verlassen. Und als Lucia noch immer in ihrem Schweigen verharrte, sprang auch Bruno ungestüm auf.

„So rede doch endlich! Glaubst du, daß ich Lust habe, mir derartige Rätsel aufgeben zu lassen? Wer ist dieser Balbo? Woher kennst du ihn? Was hast du mit ihm zu schaffen?“

Mit Mühe nur hielt er noch an sich. Irgend ein furchtbarer Argwohn mußte durch ihr Benehmen in ihm geweckt worden sein. Er war dicht an sie herangetreten, und obwohl sie nicht zu ihm aufzusehen wagte, glaubte Lucia doch zu fühlen, mit einem wie schrecklichen Wid seine Augen auf sie gerichtet waren.

„Ja, ich — ich kannte ihn, Bruno!“

„Und du wußtest, daß er hier sei? Weshalb hast du mir nichts von ihm gesprochen?“

„Ich fürchtete, daß du böse sein würdest. Als du mich nach Deutschland brachtest, habe ich doch versprechen müssen, alle meine alten Beziehungen in der Heimat zu lösen.“

„Freilich — denn diese Beziehungen waren nicht eben von der besten Art. Und ich wollte dich nicht aus deiner unwürdigen Umgebung befreit haben, um dich bei erster Gelegenheit wieder in den Kreis zurückgezogen zu sehen. Weshalb aber hätte ich dir zürnen sollen, weil der Zufall einen deiner alten Bekannten hier auftauchen ließ. Oder sollte — sollte dieser Bursche dir etwa mehr gewesen sein, als nur ein Bekannter?“

(Fortsetzung folgt.)



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)